JOSCHKA FISCHER ÜBER DEN KOSOVO-KRIEG

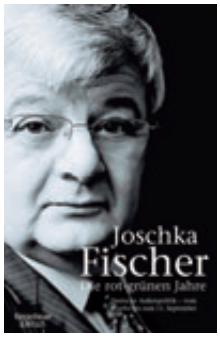
Alptraum aller Alpträume

K. B. KARWASZ

Farbbeutel-Opfer Fischer, Bundeswehr im Kosovo-Einsatz (1999): *Die Rückkehr des Krieges in Jugoslawien stellte unser linkes Weltbild*

Während sich die Option „Bodenkrieg“ intern immer bedrohlicher in den Vordergrund zu schieben begann, wartete auf mich eine ganz andere Herausforderung, nämlich der Sonderparteitag der Grünen zum Kosovo-Krieg in Bielefeld. Dieser sollte an Christi Himmelfahrt stattfinden, einem Donnerstag, den 13. Mai 1999.

Ich war mir längere Zeit nicht schlüssig darüber, ob ich den Tag der Himmelfahrt als ein gutes oder ein schlechtes Omen ansehen sollte. Ich entschied mich für die positive Option, aber wie auch immer die theologischen Zeichen dieses Tages zu interpretieren waren, eines schien leicht vorhersagbar zu sein: Dieser Parteitag erinnerte mich viel eher an den militärischen Begriff des „Himmelfahrtskommandos“, an eine aussichtslose Mission. Ich hatte schon unzählige Parteitagsschlachten in meiner Partei durchgestanden, aber Bielefeld drohte alle bisherigen Erfahrungen weit zu übertreffen.



Die Parteiführung war weise genug gewesen, diesen Sonderparteitag zeitlich so weit wie möglich nach hinten zu schieben, in der Hoffnung, dass der Krieg im Kosovo bis dahin beendet sein würde. Aber diese Hoffnung hatte leider getrogen, und so fand dieser Parteitag meiner mehrheitlich pazifistischen Partei während eines andauernden Bombenkrieges statt, an dem die Grünen als Regierungspartei direkt und unmittelbar beteiligt waren – der Alptraum aller grünen Alpträume schlechthin!

Ich hatte sehr viel Verständnis für dieses fast sprichwörtliche Unglück meiner Partei, die Geschichte meinte es wirklich nicht gut mit uns. Wir wurden innerhalb weniger Monate seit dem Wahlsieg im September vor die denkbar härteste Prüfung überhaupt gestellt, und das mit einer Partei, deren junge Geschichte und Selbstverständnis zutiefst im Pazifismus und damit der Ablehnung jeder militärischen Gewalt wurzelte. Der grüne Pazifismus hatte sehr viel mit der deutschen Geschichte und dem deutschen Militarismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu tun. Denn in Deutschland war damals der „Ruf zu den Waffen“ nicht ertönt, um die Freiheit des eigenen Landes zu verteidigen, sondern um unsere Nachbarn zu überfallen und einem militärischen Größenwahn zu frönen, der unser Land und den europäischen Kontinent fast völlig zerstören sollte.

Darüber hinaus war der grüne Pazifismus ganz entscheidend durch den Kalten Krieg und die Realität des Wettrüstens geprägt worden. Deutschland war über fünf Jahrzehnte hinweg der zentrale Frontstaat des Kalten Krieges gewesen und damit auch das erste Schlachtfeld eines möglichen dritten Weltkrieges zwischen Ost und West. Angesichts der beispiellosen Konzentration militärischer Feuerkraft auf deutschem Boden, konventionell, biologisch, chemisch und nuklear, wäre im Fall eines Atomkrieges von den Deutschen beiderseits der innerdeutschen Grenze nicht mehr viel übriggeblieben, das war gewiss.

Das Ende des Kalten Krieges hatte in Europa aber nicht nur den Fall der Mauer und das Ende des sowjetischen Imperiums gebracht und damit Freiheit und Demokratie für die Völker Osteuropas, sondern im Süd-

osten unseres Kontinents, im ehemaligen Jugoslawien, war der Krieg zurückgekehrt. Und diese Entwicklung sollte scheinbar in Stein gemeißelte politische Positionen in den folgenden Jahren fundamental verändern. Die alte bundesrepublikanische Formel „links = pazifistisch“ würde diese Herausforderung nicht überstehen.

REUTERS

radikal auf den Kopf

Es war Dany Cohn-Bendit gewesen, der sich im Jahr 1993, anlässlich einer Diskussion von 68er-Veteranen im Frankfurter Römer, zum ersten Mal massiv für eine Militärintervention des Westens und auch Deutschlands in Bosnien ausgesprochen hatte. Das Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt, die damals rot-grün regiert wurde, hatte ursprünglich beabsichtigt, anlässlich des 25. Jahrestages von 1968 ein „Jubiläumsfest der Achtundsechziger“ zu veranstalten. Darüber war die örtliche CDU äußerst erbost, so dass aus dem Fest schließlich nur eine öffentliche Podiumsdiskussion zu dem äußerst subversiven Thema „Utopien ohne Zukunft?“ wurde. Dagegen konnte selbst die CDU keine Einwände mehr erheben, und so fand diese Diskussion am 22. März 1993 im Frankfurter Römer statt.

Ich saß neben anderen verdienten Frankfurter Veteranen und Graubärten von 1968 damals als stellvertretender hessischer Ministerpräsident und Umweltminister mit auf dem Podium und war nach Dany Cohn-Bendits emotionalen Worten zutiefst schockiert. Wie konnte Dany das nur tun? Deutsche Soldaten in Bosnien, wo Hitlers Wehrmacht und SS gemordet hatten? Sollten wir jetzt unsere eigenen Söhne erneut in einen Krieg gegen Serbien schicken? Ich verstand an jenem Tag die Welt nicht mehr und am allerwenigsten meinen Freund Dany. Aber er hatte, wie so oft im Laufe unserer gemeinsamen Jahrzehnte, einfach schneller das richtige Gespür für eine fundamental veränderte Lage und völlig neue (oder in diesem Falle leider alte) Herausforderungen und Bedrohungen gehabt. Die Ereignisse in Bosnien sollten ihm mehr als recht geben, leider.

Die Rückkehr des Krieges in Jugoslawien und die Wiedergeburt einer nationalistischen Gewaltpolitik stellten unser linkes Weltbild und Wertesystem radikal auf den Kopf. Zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg und der westdeutschen Wiederbewaffnung galt es nun, eine höchst konkrete Entscheidung zwischen den beiden Prinzipien „Nie wieder Krieg!“ und „Nie wieder Völkermord, nie wieder Auschwitz!“ zu treffen, und zwar zugunsten des zweiten Prinzips. Bis dahin hatte unser Weltbild als deutsche Linke auf diesen beiden Grundsätzen widerspruchsfrei aufgebaut, und plötzlich tat sich hier ein nicht mehr zu überbrückender Graben zwischen Pazifismus und humanitärer Interventionspflicht auf. Damit wurde aber einer pazifistischen Politik der Boden entzogen, auf dem sie bisher gestanden hatte, und dies musste für unsere Partei schwerste Erschütterungen nach sich ziehen.

IM FALLE EINER NIEDERLAGE IN EINER SO ZENTRALEN FRAGE HÄTTE ES KEINEN SINN MEHR GEHABT WEITERZUMACHEN.

Es waren jedoch nicht primär diese parteitaktischen Überlegungen, die mich an jenem Abend im Frankfurter Römer so aufgewühlt hatten, sondern ich spürte einfach, dass hier ein schwerer innerer Konflikt auf mich zukam, den ich mit mir selbst auszufechten hatte. Es sollte in meinem politischen Leben damals erneut um eine fundamental neue Weichenstellung gehen, um eine grundsätzliche Neupositionierung und damit auch um den Abschied von lange gültigen persönlichen Grundsatzpositionen. Und solche Abschiede waren mir immer schwergefallen. Daher reagierte ich, wie immer in solchen Situationen, auch diesmal zuerst konservativ abwehrend, das Überkommene verteidigend.

Aber erneut sollte Dany Cohn-Bendit recht behalten, wie damals, als es um den Abschied von der Spontibewegung und um den Einstieg bei den Grünen ging. Nur war die Herausforderung diesmal sehr viel ernster und grundsätzlicher, denn es ging um unsere pazifistischen Grundsätze, um einen drohenden Genozid in Bosnien und um unsere Bereitschaft zum Einsatz von deutschem Militär.

Auf der Fahrt nach Bielefeld war ich sehr angespannt. Wie immer vor solch wichtigen Momenten in meinem politischen Leben hatte ich mich vorher innerlich entschieden, was ich im Falle einer Niederlage tun würde. Gewiss, ich würde kämpfen, aber wenn die Partei mir die Mehrheit verweigern würde, so käme eine solche negative Entscheidung des Parteitages einer verlorenen Vertrauensabstimmung gleich. Ich würde dann sofort gegenüber dem Parteitag meinen Austritt aus Fraktion und Partei erklären und dem Bundeskanzler meinen Rücktritt als Bundesaußenminister anbieten. Denn im Falle einer Niederlage in einer so zentralen inhaltlichen und auch persönlichen Frage hätte es keinen Sinn mehr gehabt weiterzumachen. Diese Niederlage wäre dann endgültig gewesen.

Der Parteitag wusste ganz genau, worum es ging, ohne dass ich zuvor darüber in der Öffentlichkeit gesprochen hatte. Aber selbstverständlich wurde in der Vorberichterstattung der Medien heftig spekuliert, und es bedurfte fürwahr keiner besonderen prophetischen Gaben, um sich die Konsequenzen einer Abstimmungsniederlage für mich vorzustellen. Und der Parteitag wusste auch, dass es nicht um die deutsche Beteiligung am Kosovo-Krieg ging, denn diese Entscheidung stand nicht in seiner Macht. Wohl aber würde er über

FISCHER ÜBER SEINE RADIKALISIERUNG

Die Schüsse veränderten mein Leben

LUTZ KLEINHANS

Straßenkämpfer Fischer*: *Die Verhältnisse abgelehnt*

Zwei parallele Ereignisse, die in der Sache nichts miteinander zu tun hatten, nämlich der Sechs-Tage-Krieg im Juni 1967, der in der totalen Niederlage der arabischen Armeen und der Besetzung weiter arabischer Territorien durch das siegreiche Israel endete, und der gewaltsame Tod des Studenten Benno Ohnesorg, der am 2. Juni 1967 bei der Auflösung einer Protestdemonstration gegen den zu einem Staatsbesuch in West-Berlin weilenden Schah von Persien von einem Polizisten in Zivil erschossen wurde, veränderten meine Haltung zu Israel.

Die Schüsse vom 2. Juni veränderten mein Leben, denn durch sie kam ich in Stuttgart in Kontakt zum SDS und wurde zu einem Linksradikalen, der die Verhältnisse in der damaligen Bundesrepublik Deutschland zunehmend ablehnte, ja bekämpfte. Und mit dem Sieg Israels im Junikrieg traten für mich in der Zeit danach mehr und mehr die Palästinenser und ihr Schicksal in den Vordergrund. Ich hatte, bedingt durch die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit und dem Versagen der Elterngeneration, eine moralische Haltung gegenüber Unterdrückung und Ungerechtigkeit in der Politik entwickelt, die in jener Zeit meinen Blick auf die Konfrontation im Nahen Osten veränderte.

HEINSCHEL / ULLSTEIN BILD

Sterbender Ohnesorg, Kommilitonin (1967) *In Kontakt zum SDS*

Freilich lautete die Konsequenz für mich niemals, Israels Existenzrecht in Frage zu stellen, wie dies bei manchen innerhalb der neuen Linken der Fall war. Dazu war für mich die deutsche Schuld an der Shoah und die sich daraus ergebende Verantwortung gegenüber Israel einfach zu stark ausgeprägt und zu konstitutiv für meine politische Identität. Dies führte mich (und viele andere) aber in ein inneres Dilemma, das letztendlich in der Vorstellung von einem binationalen Israel, in dem Israelis und Palästinenser friedlich und mit gleichen Rechten zusammenleben würden, aufgelöst wurde. Nicht Israel war das Problem, so dachte ich zu jener Zeit, sondern seine zionistische Orientierung.

Dies war gewissermaßen eine „postzionistische“ Position, lange bevor sich dieser Begriff in der historischen Debatte in Israel überhaupt durchgesetzt hatte. Damals gab es in Israel eine trotzkistisch beeinflusste Gruppe, Mazpen, von deren Ideen wir in der Frankfurter Spontiszene stark beeinflusst wurden. Mein inneres Dilemma schien somit also gelöst zu sein, allerdings erwiesen sich diese Ideen im Lichte der harten Realitäten des Nahost-Konflikts als blanke Illusion.

Im Zuge der deutschen 68er-Debatte im Jahr 2001, bei der es vor allem um meine Vergangenheit ging, wurde mir auch vorgeworfen, ich hätte, gemeinsam mit einigen anderen Mitgliedern des SDS, Ende 1969 an einem PLO-Solidaritätskongress in Algier teilgenommen. Das Faktum traf zu, der damit über 30 Jahre später verbundene politische Vorwurf aber, ich hätte damit zur Zerstörung Israels aufgerufen, ist falsch und entsprach niemals meiner politischen Überzeugung.

Wie kam ich überhaupt zu diesem PLO-Solidaritätskongress? Jeden Samstagabend fand in einem Frankfurter Studentenwohnheim am Beethovenplatz die SDS-Versammlung statt. Dort wurde eines Tages spät im Jahr 1969 gefragt, wer denn zu diesem Kongress reisen wollte. Und da sich kein anderer Arm hob, tat ich es eben, denn dies war eine gute Gelegenheit, die erste Flugreise meines Lebens zu unternehmen und Algerien zu besuchen. Ich nahm danach nie wieder an einem internationalen Solidaritätskongress für Palästina teil, geschweige denn, dass ich in ein Palästina-Komitee eingetreten wäre. Diese Form der Solidarität war mir zu unkritisch und entsprach nicht meiner politischen Sicht auf den Nahost-Konflikt.

In den folgenden Jahren erwies sich die Realität als eine harte Lehrmeisterin, die mich brutal aus meinen binationalen „postzionistischen“ Illusionen reißen soll-

* In Frankfurt am Main 1973, mit schwarzem Helm.

te. Denn die „Solidarität“ mit den Palästinensern führte viele Gruppen der radikalen Linken in Europa und auch in Deutschland Schritt für Schritt zur Kollaboration mit dem palästinensischen Terror, der sich gegen Israel und gegen jüdische Menschen richtete. Der katastrophale Höhepunkt dieser Entwicklung war für mich erreicht, als Ende Juni 1976 ein Terrorkommando der Volksfront zur Befreiung Palästinas ein Flugzeug der Air France auf dem Weg von Athen nach Paris nach Entebbe in Uganda entführte. Diesem Kommando gehörten auch zwei junge Deutsche aus Frankfurt am Main an, Wilfried „Bonni“ Böse und Brigitte Kuhlmann. Böse kannte ich entfernt persönlich, er leitete einen Buchvertrieb in Frankfurt. Beide wurden bei der Befreiungsaktion eines israelischen Kommandounternehmens in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli in Entebbe erschossen.

Dies alles war schon schockierend genug. Dass diese beiden deutschen Terroristen sich aber dazu hergaben, anhand der Namen in den Reisepässen die jüdischen von den nichtjüdischen Passagieren zu trennen, faktisch also zu „selektieren“, löste bei mir blankes Entsetzen aus, das mich endgültig aufwecken sollte.

FÜR MICH WAR KLAR, DASS ANTIZIONISMUS LETZTENDLICH NICHTS ANDERES ALS ANTISEMITISMUS WAR.

Ich war fassungslos. Wie konnten junge Deutsche, die sich links nannten und die deutsche Schuld an Auschwitz nur zu gut kannten, so etwas tun? Für mich war das die schlimmste Form von Antisemitismus, die sich durch nichts rechtfertigen ließ.

In einer Wohngemeinschaft, in der ich damals öfters zu Gast war, kam es darüber zu einer heftigen Debatte, die hart am Rande einer Prügelei entlangschrammte. Meine Auffassung dazu war sehr klar, und ich habe sie damals in dieser Härte und Deutlichkeit auch so artikuliert: Wenn Deutsche sich nochmals dazu hergäben, Juden von Nichtjuden zu selektieren, dann hätten sie kein anderes Schicksal als die Entführer verdient. Für mich jedenfalls war seitdem klar, dass Antizionismus letztendlich nichts anderes als Antisemitismus war und wie jeder Antisemitismus im Mord an jüdischen Menschen endete. Antisemitismus war für mich nicht nur abstoßend und völlig inakzeptabel, sondern musste aktiv bekämpft werden. Dies war und ist meine Lektion aus der deutschen Geschichte.

die Zukunft von Rot-Grün zu entscheiden haben.

Gerhard Schröder würde durch ein negatives Votum als Kanzler nicht stürzen, die rot-grüne Koalition allerdings damit beendet sein und durch eine Große Koalition abgelöst werden. CDU/CSU hätten sich in dieser für Deutschland und das Bündnis schwierigen Lage, mitten im ersten Krieg der Nato, niemals verweigern können. Es wäre also eine Große Koalition unter Gerhard Schröder gebildet worden, und Deutschland wäre aus der militärischen Bündnissolidarität nicht ausgeschieden. Für die grüne Partei allerdings hätte das Ende von Rot-Grün kaum zu unterschätzende negative Konsequenzen gehabt. Vermutlich hätte sich in der Folge davon die parlamentarische Existenzfrage gestellt, und auch eine Spaltung von Fraktion und Partei wäre sehr wahrscheinlich gewesen.

Die Atmosphäre in und vor der Bielefelder Seidensticker-Halle war extrem aufgeladen, ja hasserfüllt. Ich wurde von meinem Sicherheitskommando durch einen Hintereingang in die Halle gebracht, so dass ich mit den Gegendemonstranten – einer bizarren Mischung aus radikalen Linken, Autonomen und zahlreichen serbischen Anhängern Miloševićs – nicht in Berührung kam. Am Haupteingang der Halle müssen sich aber üble Szenen abgespielt haben, und die Polizei musste den Zugang für die Delegierten freiräumen. Dies war also nicht nur der erste Parteitag der Grünen im Krieg, sondern auch der erste Parteitag unter massivem Polizeischutz.

Ich nahm mit dem Beginn des Parteitages, der wegen der Tumulte am Eingang mit über einer Stunde Verspätung eröffnet wurde, meinen Platz im Präsidium ein, der sich ganz außen auf der erhöhten Tribüne befand, und konzentrierte mich auf meine Rede, die ich auf einigen Blättern in Stichworten aufgeschrieben hatte. Die Halle glich einem Hexenkessel mit Sprechchören, Transparenten und Trillerpfeifen, und auch einige der ehemals führenden Altfundis waren nach Bielefeld gekommen, um wohl den vermuteten Untergang ihrer einstigen Partei live mitzuerleben.

SPIEGEL 13/1999

SPIEGEL 14/1999

SPIEGEL 15/1999

SPIEGEL 24/1999

Während ein Delegierter des tief linken Kreisverbandes Berlin-Kreuzberg sprach, traf plötzlich ein harter Schlag mein rechtes Ohr. Es war ein mit voller Wucht und sehr zielgenau geworfener Farbbeutel. Die Uhr zeigte 10.40 am Morgen. Ich hatte nichts bemerkt, niemanden und nichts kommen sehen und auch meine hinter mir stehenden Sicherheitsbeamten ganz offensichtlich nicht. Im Schutz des vor dem Präsidium versammelten Kamera- und Fotografenpulks hatte sich der Angreifer in Wurfposition gebracht und dann genau getroffen. Sofort brach ein großer Tumult aus, aber ich war nach dem ersten Schock vor allen Dingen voller Zorn und Aggression. Früher hätte ich sofort reagiert und wäre auf den Angreifer losgegangen, aber dies war mir an diesem Tag nicht mehr möglich. Also kochte ich innerlich vor Wut.

Mein rechtes Ohr war voller Farbe und nahezu taub. Ich spürte darin einen stechenden Schmerz, und die rote Farbe lief mir über Hals und Anzug. Ansonsten schien ich allerdings in Ordnung zu sein, es war nur Farbe gewesen. Die ganze Situation war einfach nur ätzend, und ich war sauer. Sauer auf den Kerl, der mich getroffen hatte, sauer auf meine Partei, die nicht in der Lage war, einen Parteitag mit eigenen Kräften unter Kontrolle zu halten, und sauer auf jene angeblichen Pazifisten, die den Parteitag in ein infernalisches Spektakel verwandelten. Die meisten dieser „Friedensfreunde“ schienen allerdings keine Delegierten zu sein.

Ich hatte eine Rede zu halten, bei der es um verdammt viel ging, und diese Rede musste deshalb sitzen. In der kochenden, hasserfüllten Atmosphäre der Bielefelder Halle durfte ich jetzt keinerlei Schwäche zeigen, sonst würde ich mit meiner Rede untergehen, und dabei sollte mir mein großer innerer Zorn durchaus helfen. Als

MARCO URBAN

Weggefährten Fischer, Cohn-Bendit (2001): *Er hatte, wie so oft, einfach schneller das richtige Gespür*

ich um 12.05 Uhr aufgerufen wurde und zum Rednerpult ging, konnte ich meine eigenen Worte nicht nur wegen des lädierten Ohres, sondern auch wegen des ohrenbetäubenden Lärms von Zwischenrufen und Trillerpfeifen kaum verstehen. Mörder, Kriegshetzer, Verbrecher etc. – so dröhnte es mir laut und in nicht endenden Sprechchören entgegen. In der Halle tobte der „Bodenkrieg in Bielefeld“, wie es die „taz“ in ihrer Berichterstattung vom Parteitag am nächsten Tag äußerst „treffsicher“ formulierte. Die Zeitung hatte mit dieser Schlagzeile den Nagel auf den Kopf getroffen und führte damit auch die ganze pazifistische Rhetorik ad absurdum. Ganz offensichtlich sollte ich am Sprechen gehindert werden, aber dies steigerte nur noch meinen Grimm und meine Entschlossenheit.

Nach etwa 20 Minuten hatte ich gewiss nicht meine beste, gleichwohl aber die wichtigste politische Rede in meinem Leben beendet. Viele Delegierte standen auf, minutenlang applaudierend. Aber war es auch die Mehrheit? Dies war angesichts der chaotischen Zustände schlicht nicht auszumachen. Ich setzte mich zurück auf meinen Platz. Die Schmerzen im Ohr hatten immer noch nicht nachgelassen, so dass ich kurze Zeit später zur Behandlung ins Krankenhaus fahren musste, wo ein geplatztes Trommelfell diagnostiziert wurde. Auf dem Weg zum Arzt rief mich der Bundeskanzler an, erkundigte sich nach meinem Befinden und wünschte mir alles Gute.

Nach der ärztlichen Behandlung ging es zurück in die Seidensticker-Halle, und ich folgte dort von meinem Platz aus den weiteren Ereignissen. Allerdings zog die stundenlange Debatte mehr an mir vorüber, als dass ich ihr innerlich noch groß gefolgt wäre. Zwischen mir und dem Parteitag hatte sich durch die Ereignisse eine emotional tiefe innere Kluft aufgetan. Ich fühlte mich eigentlich nur noch körperlich anwesend, emotional war ich bereits weg.

Ludger Volmer, Staatsminister im Auswärtigen Amt, hielt die letzte Rede für den Antrag des Bundesvorstandes, in der er sich, ebenfalls unter Pfiffen und Tumult, mit großem Nachdruck für ein Ja zu diesem Antrag einsetzte. Um 19 Uhr kam es schließlich zur Abstimmung über zwei Anträge: der Antrag des Bundesvorstandes gegen den Antrag der Linken.

Bei dieser Abstimmung ging es nicht nur um die unterschiedlichen Texte und Inhalte der beiden Anträge – dem Parteitag und der Öffentlichkeit war klar, dass eine Mehrheit für den Antrag des Bundesvorstandes bedeutete, dass ich als Außenminister weitermachen könnte und die rot-grüne Koalition fortbestehen würde. Und dass eine Mehrheit für den Antrag der Linken meinen sofortigen Rücktritt und das Ende der Koalition nach sich ziehen würde. Inhaltlich sprach sich der Antrag des Bundesvorstandes dafür aus, dass sich die Bundesregierung für einen befristeten Bombenstopp einsetzen sollte (womit ich leben konnte), während die Linken um Hans-Christian Ströbele, Bärbel Höhn, Claudia Roth und Annelie Buntenbach einen sofortigen und unbefristeten Bombenstopp verlangten. Beides war im Lichte der Realität gleichermaßen unwahrscheinlich, aber darum ging es ja bei dieser Abstimmung nicht. Ja oder Nein zu Rot-Grün hieß vielmehr die Alternative.

OFFENSICHTLICH SOLLTE ICH AM SPRECHEN GEHINDERT WERDEN, ABER DIES STEIGERTE NUR MEINE ENTSCHLOSSENHEIT.

Die Auszählung der Stimmen brauchte seine Zeit, da die Mehrheitsverhältnisse mit dem bloßen Auge kaum feststellbar waren. Dennoch war ich mir sofort sicher, dass der Antrag des Bundesvorstandes über eine Mehrheit verfügte und wir gewonnen hatten. Das ausgezählte Ergebnis lautete dann 444 gegen 318 Stimmen. Ich dachte in diesem Moment an den weiten Weg, den meine Partei bis zum heutigen Tag in Bielefeld, zurückgelegt hatte. Ich dachte aber auch an den hohen persönlichen Preis, den dieser weite Weg von mir verlangt hatte, und ich fragte mich, wie lange ich diese Kraftanstrengung wohl noch durchhalten könnte und durchhalten wollte. Und ich dachte auch daran, wenn dies heute nicht nur ein Farbbeutel gewesen wäre … Ich wollte weg, so schnell wie möglich weit weg von Bielefeld und diesem Parteitag.